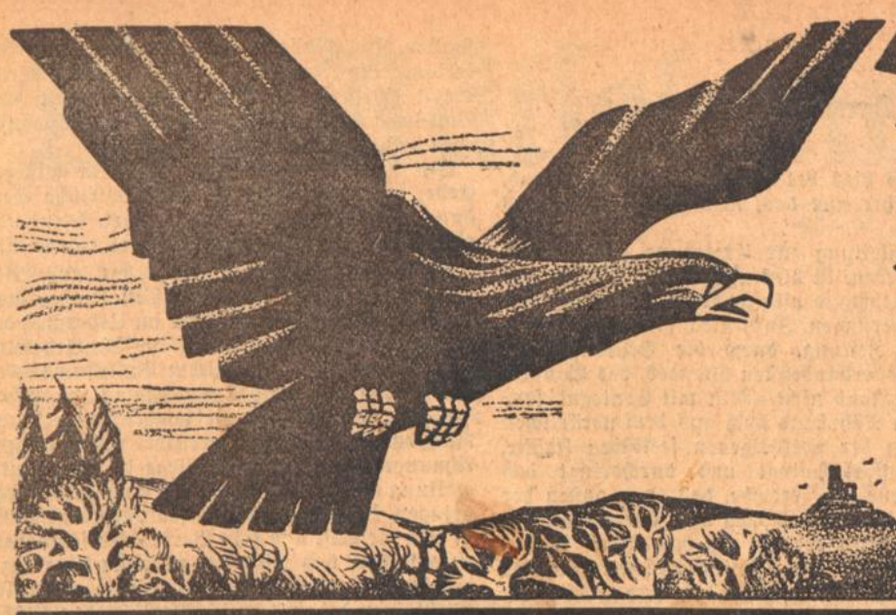
Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Führer am Sonntag. 1933-1941
1934

9 (4.3.1934)

Visual Library



Der Führer am Sonntag

Folge 9 – Jahrgang 1934 | Wochenbeilage des „Führer" | Sonntag, den 4. März 1934

Die Macht des Blutes

„Das Blut ist ein besonderer Saft", sagt Goethe in seinem „Faust", als der Teufel den Faust seinen Pakt mit Blut unterschreiben läßt.

Blut ist der Lebenssaft und darum wie dieses heilig.

Die Menschen aller Zonen und Zeiten haben dies gewußt und gewürdigt.

Das Blutopfer ist in allen Religionen ein Mittelpunkt heiligen Geschehens.

Auch das Christentum verehrt im Blutopfer Christi am Kreuze sein höchstes Symbol des Sieges, der Reinigung und Heilung.

In Zeiten des Wohllebens und sinnlicher Erschlaffung entfernen sich die Menschen vom heiligen Banne des Blutes, der sie alle bindet.

Sie werden ihrer Lebensquelle untreu und verderben und vergiften sie oder lassen sie verdorren. Schuld kommt über sie.

Was wären doch wir Menschen ohne den ununterbrochenen heiligen Schöpferstrom des Blutes von Geschlecht zu Geschlecht, von Sippe zu Sippe, vom Vater zum Sohne.

Seien wir uns dieser einzigen unleugbaren, allen sichtbaren, tiefen Bindung an den Strom ewigen Lebens stets bewußt!

Nur so werden wir vor Selbsterniedrigung und Selbsterhöhung bewahrt bleiben; denn wir sind nichts ohne das ewige Bluterbe unseres Geschlechtes.

„Suchst du das Höchste, das Größte? Die Pflanze kann es dich lehren.
Was sie willenlos ist, sei du es wollend
— das ist's!"

In dieser Erkenntnis des schwäbischen Genies liegt das Geheimnis des persönlichen und völkischen Lebens begründet.

Aufgeschlossen sein für Wärme und Licht, artgetreu sein, und das Gesetz, nach dem wir angetreten, erfüllen, alle eingeborenen Fähigkeiten zur Entfaltung bringen, auf daß die Blüte unseres Wesens anderen auch zur Freude gereiche und der Same, den unser Wesen ausstreut, reif sei und fruchtbaren Boden sucht.

Das verkündet uns die Pflanze, auch Gottes Geschöpf, stumm und millionenfältig.

Es gab aber Zeiten, da der Menschengeist vom Gehirne vergewaltigt von den Gesetzen des Blutes sich schied und eigene lebensferne, ja -feindliche Ausflüge machte.

Der Lebensüberdruß — oder der Haß gegen das Leben, in sinnlich-üppigen tropischen Ländern entstanden, riß den Verstand vom Leben los und formte ihn zur verheerenden Waffe gegen das Leben und damit gegen die Schöpfung, das Erbe des Blutes.

Scharfe, willkürliche Trennungsstriche wurden da gezogen. Blut, Leib und Seele wurden gespalten, als wären sie einander von Natur feindlich!

Unter Mißbrauch des stolzen Namens „Geist" zog der unbarmherzige, viereckige, eigensüchtige und losgelöst abenteuernde Verstand gegen das Leben selbst zu Felde und baute sich dazu ungeheure logische Festungssysteme, genannt Philosophie, stellte Dogmen auf, elendes Menschenwerk gegenüber dem unverwüstlichen freien Adel strömenden Lebens!

Viel Unheil ist aus solchem Uebermut und eitler Herrschsucht über die Völker und Menschen gekommen.

So wurde das reiche und urwüchsige Mittelalter Europas vielfach zu einem unseligen Schauspiel grauenhafter Lebensverwüstung, Schöpferfeindschaft aus blindem Irrtum und Herrschsucht des dürren Verstandes.

Die Menschen tobten gegen die Kraft des Blutes, sahen in ihm etwas Böses, das man kasteien und ertöten müsse und geißelten den Leib, der doch der vom Schöpfer verliehene Ausdruck, Gefäß und Substanz der unendlichen Lebensfülle ist, die wir entfalten sollen. Und gar das Glaubensbekenntnis der französischen Revolution 1789!

Der Spötter Voltaire ist Symbol für den vollkommen von den ewig bindenden Gesetzen des Lebens losgelösten Verstand.

Er kennt keine Ehrfurcht mehr außer vor sich selbst. So ist auch die Losung Freiheit und Gleichheit zu verstehen.

Entbunden von den Gesetzen des Blutes und Lebens ist alles gleich. Eine öde Ebene logischer Linien und kalter Fratzen und Masken und Zweckmäßigkeiten soll fortan Leben heißen!

Napoleon der Erste suchte die neue lebensfeindliche Lehre zum Herrschaftssystem aufzurichten.

Das Leben in Gestalt der vergewaltigten Völker erhob sich dagegen. Die Befreiungskriege sind die Antwort des Blutes gegen den Verstand.

Das Blut stürzte den Lebensfeind, ohne daß es seine große Mission damals begriff.

Was damals begonnen, ist heute vollendet im Geiste.

Das Deutschland Adolf Hitlers ist eben daran, die jahrtausendalte Gewaltherrschaft des emanzipierten Verstandes als Irrtum zu überwinden.

Die Macht edlen Blutes spricht aus ihm eine Sprache, die unüberhörbar ist: die Sprache der schöpferischen Tat!

Karl Neuscheler.

Friedrich Schiller

Aus dem Inhalt:

Hermann Eris Busse: Heimat und Volkstum
Werner Bergengruen: Poeten und Philosophen
Walter Persich: Das Rätsel um den Geiger Delft
Arnold Ulitz: Der keltische Dolch
Karl Gutmann: Der Urmensch in Baden
Hermann Fautz: Der Eisenbergbau im Kinzigtal
Friedrich Singer: Pflügender Bauer
Clemens Schmalstich: Die Musik im Film.

Worte Friedrich Schillers

Im engen Kreis verengert sich der Sinn, es wächst der Mensch mit seinen größern Zwecken.

*

Nicht die schimmernde Tat vor dem Auge der Welt — nicht das stürmende Klatschen des Beifalls der Menge — die innere Quelle der Tat ist's, die zwischen Tugend und Untugend entscheidet.

*

**Suchst du das Höchste, das Größte? Die Pflanze kann es dich lehren.
Was sie willenlos ist, sei du es wollend — das ist's!**

*

Immer strebe zum Ganzen, und kannst du selber kein Ganzes werden, als dienendes Glied schließ' an ein Ganzes dich an.

*

**Was auch draus werde — steh zu deinem Volk!
Es ist ein angebor'ner Platz.**

*

Die Hauptsache ist der Fleiß; denn dieser gibt nicht nur die Mittel des Lebens, sondern es gibt ihm auch seinen alleinigen Wert.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Heimat und Volkstum / Von Hermann Eris Busse

Die Heimatbewegung ist eine Wegbereitung und Wegweisung ins Volkstum stets gewesen.

Sie hat bereits eine Geschichte hinter sich.

Sie begann schon in der Zeit der Romantiker mit der Entdeckung der ländlichen Flur, der Reize ländlicher Feste, die Bauernfeste und keine höfisch „arrangierten" Schäferspiele waren; mit der Entdeckung des Volksliedes, der Märchen, der Sagen; mit der Entdeckung der malerischen Landschaft, mit der Entdeckung der deutschen Dichtersprache. Tieck, Brentano und Arnim, die Gebrüder Grimm und die Weimarer Gestirne Goethe, Schiller, Herder, sie schufen und dachten, so weltenweit ihr Geist auch flog, in der inneren Kraft ihres heimatlichen Kulturkreises.

Sie hatten Ehrfurcht vor der Tradition. Ehrfürchtig lebten sie im Volk mit dem Volk, und aus der Gnade des wirklich Königlichen heraus lebten sie über das Volk hinaus und hinauf, seherisch in die Zukunft hinein.

Es ist die Ehrfurcht, die man eines bitteren Tages aus dem Land verbrannte, die Ehrfurcht vor allen Dingen, die aus der Vergangenheit herleuchtete, und die Kindheit mit dem Alter verband, und die Unerfahrenheit mit der Weisheit, und die Entwicklung mit dem Urgrund, und die Menschen mit den Müttern, deren Fruchtbarkeit allen Wesens und allen Wissens Anfang ist.

Und als sie, die fremden Mächte eines dunklen Schicksals, die Ehrfurcht mit spöttischem Lächeln Landes verwiesen hatten, wurde mit eins das Volk verwirrt, verließ die Horte seiner Ueberlieferung und griff nur noch nach den entseelten Nacktheiten und scharfen Wirklichkeiten des Tages, verbrauchte sie und warf sie weg.

Haß und Zwietracht sind nahe beieinander, sie füllten stets entseelte Lebensformen mit ihrem Geschrei und ihren bösen Plänen. Die Leute drängten sich in die Städte, und ihre Friedlosigkeit erfand immer neue Mittel, den Schlaf zu kürzen und doch das Wachsein zu betäuben.

Wachsein heißt erkennen.

Wer erkennt, vergleicht.

Wer vergleicht, forscht in der Vergangenheit nach Sinndeutung und Beispiel. Das mußte verhindert werden durch einlullende und zugleich aufreizende Fremdheiten: Negermusik, Maschinenrekorde, Sportlärm.

Masse ist nicht Volk, Menschen bilden ein Volk.

Der Mann, der eine Familie gründet und für sie sorgt, bildet die erste Zelle der Gemeinschaft. Die Gemeinde, so hieß es doch früher, zählt soundsoviele „Seelen". Wo man die Seelen zählt, mißt man die Kraft des Volkes aus: mein Heimatort hat soundsoviel Seelen. Da hilft die Ehrfurcht mit, Begriffe zu bilden.

Der langen Einleitung kurzer Sinn ist also: Am Anfang aller Erziehung zum Volkstum muß die Ehrfurcht stehen vor dem Anfang; denn er trägt allbereits schon dicht, doch unsichtbar das Schicksal der Entwicklung, das Endziel in sich.

Das Volk ist eine durch Schicksal geeinte, durch Geschichte geschichtete Gemeinschaft.

Alle Wurzeln entwuchsen dem gleichen Boden, alle Seelen suchen denselben Gott, wo ein Volk lebt. Sprache und Religion tragen seine Kultur durch die Zeiten. Kann eine städtische Masse — das Land kennt nur das Volk — kann sie zum Volke gegliedert werden? Denn Volkstum ist gegliederte Gestalt, während Masse formlos ist. Kann man das Volkstum lehren? An Bildungsstätten, in Schulen?

Nein! Nicht als solches. Aber aller Lehrstoff, alle Lehrmittel müssen von den Beispielen und Sinnbildern des Volkstums durchdrungen sein. Volkstumskunde indessen fügt sich keinem Fach, geht nicht in theoretische Formeln, sie lebt unfaßlich in allen überlieferten und kultischen Dingen und Ideen; sie lebt in der Saat des Bauern, im Gesang des Dichters, in der Predigt des volksverbundenen Geistlichen, im Gespräch zwischen Muter und Kind, im Lied der Magd. Das Unbewußte macht sie mächtig. Ernst Krieck sagt: „Jeder Schaffende ist Erzieher seines Volkes." Und jedes Schaffenden wohlgelungenes, der Gemeinschaft dienendes Werk heischt Ehrfurcht. Schaffen hat auch in den einfachsten Handgriffen einen nicht nur mechanischen Antrieb.

Immer wieder macht der Ton die Musik. Ein Lehrer vor der Schulklasse, der sich eintönig an den Lehrplan hält, sachliches Wissen zu fördern hat, kann wohl hinweisen auf die schwere Arbeit des Schmiedes etwa, doch den Schülern geht's am Ohr vorbei. Sobald jedoch der Ton des Lehrers warm wird, und er die Geschichte, die Sage, vielleicht auch nur die Mühe des Meisters beim Beschlagen eines als wild bekannten Hengstes schildert, fängt er das lauschende Herz des Kindes ein. Wer zum Volkstum will erziehen, muß vom Volk durchdrungen sein, einfaches Glied des Volkes sein.

Volkstum ist die Grundlage jeder Erziehung, Volkstum schließt Bildung schon in sich, nicht Wissenschaft sondern Wissen, nicht nüchterne Tatsachenkunde, sondern tönende Wärme, die die notwendige Tatsachenkunde durchdringt und überstrahlt.

Die Familie, die Schule, die Kirche, der Staat, sie sind die Bildungszellen des Volkes. Sie werden getragen vom Volkstum. Eine Masse, die nicht Volk ist, die keinen Ausdruck des steten Wurzelns im gewachsenen Boden hat, eine Masse, die willfährig ist jedem Treiben von außen ohne inneren Halt, ohne Ausdehnung nach unten und nach oben, sie trägt nicht, sie fließt auseinander unter der Last eines großen Glückes sowohl als auch unter der Last eines schicksäligen Opfers. Das Volkstum aber trägt die Familie, trägt die Schule, trägt Kirche und Staat, weil es eine gesammelte Kraft, eine Schicksalsgemeinschaft ist, die von unten auf feste Schicht sich stützt und Wachstum nach oben hat.

Volkstum anzuerziehen ist nicht möglich; aber vergessenes Volkstum heraufzurufen aus der Vergangenheit und durch seine Beispiele und Sinnbilder in der Gegenwart wirksam zu machen, zu zeigen, wie Sprachgut und Erbstücke gegenständlicher Art, Hausformen, Geräte, wie Arbeitsformen und Festbräuche, Heilweisen und Sitten ihre Herkunft stets aus des lebendigen Volkes Wissen und Handeln schöpften, und Ehrfurcht zu wecken, ohne das stolze und heilige Wort zu nennen vor der geheimnisvollen Kraft in diesen Dingen, die sie über Tod und Zerfall weiter wirken läßt, länger als ein, ja zwei und drei Menschenleben währen. Alles dies hat doch seinen tiefen Grund. Ewig währt nur das, was wirkt, solange es muß.

Um Anleitung zur Erziehung zum Volkstum zu geben, ist hier nicht Raum genug. Das neue Deutschland gibt sie indessen in allen seinen Aeußerungen, Instituten, durch den Rundfunk, die Zeitung, durch die Erhebung des volkstumsverbundensten Standes, des Bauern, zum Nährstand nicht allein mit Erntegut, sondern zum Nährstand auch aus dem natürlichen Wachstum der volkseigenen seelischen Kräfte. Mählich überschwingt und durchdringt das Volkseigene das Fremde, das von außen her kam und in bösem Wollen an unseren Wurzeln zehrte, mählich wendet sich das Leben in den Städten auch wieder von innen nach außen, will Ausdruck sein des Eigensten und nicht Träger gleichmachender Mode.

Das Volkstum steht in seinen Aeußerungen nicht still, es greift und begreift die Forderungen des Tages in höchster Lebendigkeit.

Volk hat Heimat.

Heimat und Vaterland sind die einfachsten, klarsten geistigen Begriffe des Volkes, unter ihren gefühlsträchtigen Sinnbildern geht das Volk zu Festen und zu Leiden, um sie lacht und weint es, um sie lohnt es sich zu leben und zu sterben. Die Masse hat weder Heimat noch Vaterland. Die Masse ist nie zu Opfer und Dienst bereit, Ehrfurcht kennt sie nicht. Erziehung zum Volkstum ist gleichbedeutend mit der Erziehung zum reinen Menschentum.

Ein Volk, das seine Tradition, sein geistiges Erbe, seine Gemeinschaft, seine völkische Sendung, die jede Volksgeschichte lehrt, kennt und ehrt, achtet auch des Nachbarvolkes eigene Art.

Volkstum kommt von innen her, aus Blut und Boden, aus Erbe und Schicksal; aber man hüte sich, hüten wir uns heute im Uebermaß der Freude, die uns über unsere deutsche Erhebung zum neuen Volke auf altem Volkstumsboden erfüllt, den Begriff des Volkstums zur Scheidemünze des Alltags zu machen, zum Tummelplatz der Konjunkturritter und sonstiger Ahnungsloser. Volkstumspflege ist keine Amtswaltung allein, kein Beruf, sie muß alles durchdringen, das Erziehungswesen vornehmlich. Es ist kein Geschäft und kein Verkehrswesen darauf zu gründen, das wäre der glatteste Weg dazu, das Volkstümliche zu zerstören oder es peinlich künstlich und damit unkünstlerisch oder kitschig zu machen.

Die Teilgebiete der Volkstumspflege, Heimatkunde, und -geschichte, Kunst und Kult, Volkskunst vorab, Heimat-, Natur-, und Denkmalschutz, Lied, Tanz, Spiel, Fest, Brauch, Tracht, sie sind nur äußere Planmäßigkeit. Erziehung zum Volkstum indessen ist nicht erreichbar durch Arbeitsteilung allein, sie muß als Ganzes die Ganzheit des völkischen Erziehungswesens durchdringen.

Poeten und Philosophen / Von Werner Bergengruen

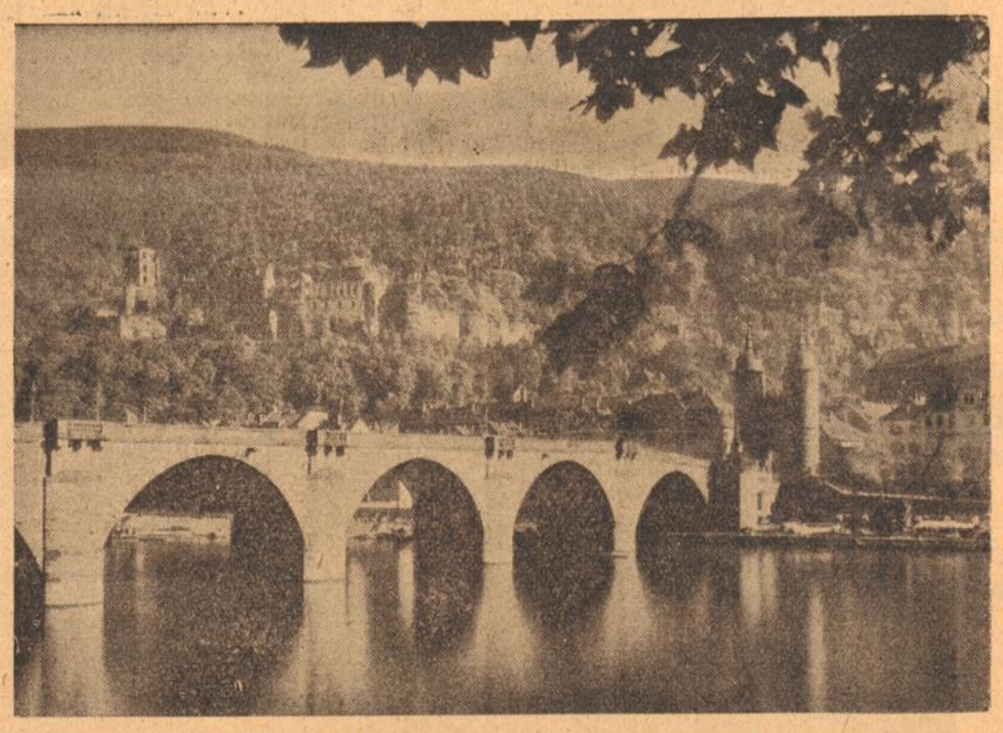
Mainz und Darmstadt gravitieren noch zu einem wesentlichen Teile nach Mitteldeutschland. Erst mit Heidelberg habe ich süddeutsches Städtewesen betreten. Hier kulminiert der zärtliche Südgeist der Bergstraße. Die Luft ist einschmeichlerisch, ja hold. Wie alles Holde hat sie auch ihre gefährlichen Hintergründigkeiten, sie kann schwül drücken und beklemmen.

Es ist schwer zu sagen, woran sich dem nordher Gekommenen der spezifisch süddeutsche Zauber dieser Stadt offenbart. Ist es die Luft, die Ueppigkeit, die Lage, die Bauweise, der Menschenschlag und seine herzliche Mundart, ist es die Beschaffenheit der Gast- und Einkehrhäuser mit ihren freundlich sorgenden Kellnerinnen und mit ihren altväterisch zutraulichen Namen: zum weißen Schwanen, zu silbernen Hirsch, zum roten Ochsen, zum Lamm?

Nirgends ist in Heidelberg der Natur Gewalt geschehen. Die Stadt hat ihre Form getreulich von der Beschaffenheit des Geländes empfangen, das gibt ihr einen Charakter gesättigter Harmonie. Ihre Richtung ist die Länge, ihre Achse entspricht dem Lauf des Flusses; außer, über der Stadt steht das Schloß. Es tut so wohl, wieder und wieder die unendliche Hauptstraße entlangzuschleudern und sich zu freuen an ihrem natürlichen Sinn für heitere und schickliche Maße, an den guten Häusern mit den hellfarbigen, hölzernen Fensterläden. Allenthalben gucken Berge und Gärten grün in sie hinein, aus den schmalen Querstraßen, die an die Berglehne oder zum Neckar führen und in warmen Sommernächten von Grillen durchzirpt werden. In ihrer Lage zwischen waldigen Bergzügen und Flußbett mag sie wie eine verjüngte und städtische Wiederholung der Bergstraße anmuten.

Ich liebe die Städte, in die man nicht unversehens hineingerät als in ein wirres Gehäuft, sondern die man durch einen rechten Eingang betritt wie ein Haus, ein wohnliches Zimmer. Heidelberg hat zwei solcher deutlicher Ein- und Ausgänge, das Karlstor, das **mit seinem vollen, allzuvollen Namen** Karl-Theodor-Tor heißt und den Zugang zur Stadt von der Schlierbacher Landstraße gewährt, und das Brückentor der Neckarseite, dessen „edle Würde" Goethe gerühmt hat. Gern hab ich diese Brücke überschritten und vom rechtsufrigen Philosophenweg den Blick auf Schloß und Stadt genossen.

Philosophen- und Poetenwege haben mir manches Kopfzerbrechen bereitet. Fragt man einen Heidelberger, so erklärt er einem mit Sicherheit, des anmutigen Weges Bezeichnung rühre daher, daß hier dieser oder jener Heidelberger Gelehrte — etwa Kuno Fischer, doch werden auch andere Namen genannt — ambulatorisch sein philosophisches Geschäft ausgeübt habe; andere indessen verweisen auf das Königsberger Vorbild und sehen in der Heidelberger Namensgebung eine Nachwirkung des Kantianismus. Tatsächlich liegt der Gedanke nahe, der nach der Feste Friedrichsburg führende Königsberger Philosophenweg, durch Jahrzehnte Kants regelmäßiger Nachmittagsspaziergang, auf dem nach seinem eigenen Zeugnis die Grundgedanken seiner „Kritik der reinen Vernunft" entstanden, habe das Vorbild abgegeben. Allein da erhebt sich der überraschende Umstand, daß der genannte Königsberger Spaziergang schon in vorkantischer Zeit den Namen eines Philosophendammes oder Philosophischen Weges geführt hat. Ein Philosophenweg bei Riga wird als der regelmäßige Spaziergang Herders und Hamanns bezeichnet. Selbst die kurländische Hauptstadt Mitau hat einen solchen. Ich weiß nicht, ob er auf den Tausendkünstler Cagliostro zurückgeht oder auf die Professoren des universitätsähnlichen Gymnasiums Illustre. Wer aber ist den Philosophengang des ostpreußischen Heiligenbeil gewandelt? Noch rätselhafter wollen die Poetenwege erscheinen. Der Leipziger leuchtet ein. Wer jedoch ist der Poet von Riesa? Zu Schiff von Meißen gekommen, füllte ich in diesem sächsischen Städtchen die Stunden bis zum Abgang des Berliner Zuges mit müßigem Umherschlendern aus und geriet verwundert in einen „Poetenweg". Einem Poetensteig begegnete ich **in der pommerschen Bischofsstadt Cammin;** die Einheimischen konnten mir nichts darüber sagen, welche Poeten hier gestiegen sind. Zum Vergnügen des Reisens gehört der gelegentliche Versuch, sich von Zusammenhängen solcher Art eine spielerische Rechenschaft zu geben, während man sich atemholend für eine Weile von der Bezauberung der Linksneckarlandschaft abwendet oder bei der guten Tante Ritzhaupt seinen Kaffee trinkt.



Heidelberg, die Stadt der Poeten und Philosophen
Alte Brücke mit Tor und Schloß

Heidelberg will mehr als eine Stadt der Poeten erscheinen denn der Philosophen. Im Stückgarten des Schlosses fand Goethe den morgenländischen Baum „Gingo biloba", dessen doppelteilige Blätter zu einem anmutigen und tiefsinnigen Gedicht des Westöstlichen Diwans den Anlaß gaben. In der Schenke zum Faulpelz unterhalb des Schlosses haben Arnim, Brentano, Eichendorff miteinander gesessen, in Heidelberg erwuchsen „Des Knaben Wunderhorn", die „Trösteinsamkeit", Görres' „Teutsche Volksbücher". Drei Jahrzehnte nach dieser Heidelberger Studentenzeit schrieb Eichendorff den Roman „Dichter und ihre Gesellen". Er zieht den Vorhang der Jahre zur Seite, sein Buch beginnt mit einem Blick der Liebe auf die Stadt der romantischen Jugendtage: „In den letzten Strahlen der Abendsonne wurde auf der grünen Höhe ein junger Reiter sichtbar, der zwischen dem Jauchzen der Hirten und heimkehrenden Spaziergänger fröhlich nach dem freundlichen Städtchen hinabritt, das wie in einem Blütenmeere im Grunde lag. Er sann lange nach, was ihn hier mit so altbekannten Augen ansah, und sang immerfort ein längstverklungenes Lied leise in sich hinein, ohne zu wissen, woher der Nachhall kam. Da fiel es ihm plötzlich aufs Herz: wie in Heidelberg lagen die Häuser da unten zwischen den Gärten und Felsen und Abendlichtern, wie in Heidelberg rauschte der Strom aus dem Grunde und der Wald von allen Höhen! So war er als Student manchen lauen Abend sommermüde von den Bergen heimgekehrt und hatte über die Feuersäule, die das Abendrot über den Neckar warf in die duftige Talferne gleichwie in sein künftiges, noch ungewisses Leben hinausgeschaut."

Nun, Heidelberg ist längst kein romantisches Waldstädtchen mehr, es hat Fremdenverkehr und Industrie, in der Neckarebene auf Mannheim zu starren die Schlote zum Himmel. Und dennoch besteht Eichendorffs wundersame, vom geheimen Schmerz um die verlorene Jugend durchzitterte Schilderung noch heute zu Recht, denn sie meint ja nicht Leib und Gewand, sondern die Seele dieser Stadt. Und alles Reisen hat ja nie einen anderen Sinn gehabt, als den einen: daß wir hinter dem, das sich unseren Augen zur Schau stellt, das verborgene Herz eines Erdfleckens hervorspüren.

Wir müssen unsere Heimat lieben und unser Volk. Die Liebe ist immer Anfang, und aller Anfang ist schwer. Aber diese Schwere ist nicht verästelt in den Geheimnissen des Gehirns, sie ist zu ertragen mit der Einfalt des Herzens. In euch, ihr Deutschen, ruht das Schicksal Deutschlands, nicht in der Welt!

Hanns Johst.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Das Rätsel um den Geiger Delft

Von Walter Persich

Die kleine Geschichte, die ich heute zu berichten weiß, ist seltsam und ein bißchen traurig, aber sie ist wahr und gibt uns manchen Grund zum Nachdenken. Sie setzt den Schlußpunkt unter das ruhmreiche Leben des Geigers Caspar Delft, der noch vor kurzem die Kenner in allen Konzertsälen der Welt durch seine große, zauberhaft eindringliche Kunst entzückte, dessen Konzerte stets das waren, was man „gesellschaftliche Ereignisse" nennt und von den Zeitungen immer wichtig und gelehrsam besprochen wurden.

Kurze Zeit nach den kleinen Geschehnissen wurden alle noch angesetzten öffentlichen Konzerte Caspar Delfts plötzlich und scheinbar grundlos abgesagt und alles, was man erfuhr, war die Tatsache, daß der berühmte Violinspieler sich für immer zurückgezogen habe und nun ein kleines Landhaus in einer recht verlassenen Gegend des Schwarzwaldes bewohne.

Es sind schlichte und zugleich seltsame Geschehnisse gewesen um Caspar Delft, und jeder wird verstehen, weshalb er darüber nicht spricht, daß eine verborgene Wunde seines Musikantenlebens aufgebrochen ist. Delft wohnte damals in einem großen Hotel. Zu seinen Ehren war nach dem Konzert ein Bankett gegeben worden, würdige Männer hatten Reden gehalten, strahlende Frauen ihn mit bewundernden Blicken umworben und einsam, wie er seit vielen Jahren war, ging der berühmte Geigenvirtuose durch die Halle zum Fahrstuhl, noch einmal freundlich den letzten, ihre Ueberkleider in Empfang nehmenden Gästen zunickend. In diesem Augenblick trat der Geschäftsführer auf ihn zu.

„Verzeihung, Meister — eine Dame wartet im Schreibzimmer. Es ist mir nicht gelungen, sie fortzuschicken, noch ihren Namen zu erfahren." „Eine Dame?"

Es war Delfts ablehnendem Tonfall deutlich anzuhören, wie er die Belästigungen durch Autogrammjägerinnen und dreiste Anbeterinnen jeder Art haßte und daß er keinesfalls geneigt wäre, etwas derartiges zu empfangen. Der Hotelmensch beugte sich vor, um leiser sprechen zu können.

„Eigentlich keine — Dame, Herr Delft. Eine junge Frau, sie trägt bei diesem Wetter einen dürftigen Sommermantel und ein Kopftuch. Ich hielt sie für eine Bittstellerin und wollte sie fortschicken. „Herr Delft wird mich sprechen wollen!" behauptete sie. „Fürchten Sie nicht, ich sei gekommen, um ihn anzubetteln. Meinen Namen wollen Sie wissen? Sagen Sie ihm, ich hätte keinen Namen!"

Delft überlegte zögernd.

„Im Schreibzimmer sagen Sie? Danke — ich kann den Weg allein finden!"

Mit seinen kleinen selbstbewußten Schritten trat er auf die stoffverhängte Glastüre zu und öffnete sie. Der Raum lag im Dämmer einer einzigen kleinen Lampe und vor dem Licht, an einem der Rosenholzpulte, saß die Fremde, den Kopf in die Hände gestützt, wie versunken in einer großen Qual. Delft spürte, daß er hier einem schweren Schicksal begegne, er ahnte in eigenartiger Klarheit, daß sein Leben mit der Wartenden geheimnisvoll verknüpft sein müsse und konnte sich doch nicht erklären, wieso.

Die Frau erhob sich und richtete ihre eisengrauen Augen auf ihn. Er zuckte unter dem Blick zusammen, etwas rührte ihn an — wie war es doch? Eisengraue Augen und fast schwarzes Haar? Der Zug des Leidens um den Mund der noch sehr jungen Frau wollte ihm nicht weniger vertraut scheinen. Seine für einen Mann viel zu schlanke Hand fuhr über die Stirn, als wolle sie einen unerklärlichen Nebel verscheuchen, er verbeugte sich und bat die Fremde, Platz zu behalten. Womit er dienen könne?

Sie lächelte müde — und als sie dann sprach kehrte das Bild von vorhin wieder, der schwingende Mollton ihrer Stimme scheuchte sein Erinnern auf und plötzlich befiel ihn mit blitzhafter Helle alles Vergessene, Verschüttete, vom Ruhm aus seiner Vergangenheit Verbannte.

„Meine Mutter", sagte die über den Tisch Gebeugte, „habe ich nur dreimal in meinem Leben gesehen. Ich bin im Waisenhaus groß geworden, Herr Delft, und empfinde unbestimmt das fürchterliche Leben, das meine Mutter geführt haben muß. In ihrer Sterbestunde ließ sie mich rufen. Ich war damals schon in einem Büro tätig. Sie gab mir einen Brief und nahm mir das heilige Versprechen ab, ihn niemals zu öffnen und ihn nur in der Stunde der größten Not einem berühmten Manne, dem Geiger Caspar Delft zu bringen. Ich bin in großer Not. Nicht, daß ich nichts zu essen hätte. Daran fehlt es mir nicht. In unserer Zeit gibt es Krankenkassen und mancherlei wohlorganisierte Hilfe für eine Frau in meiner Lage. Und doch kann ich nun nicht mehr allein tragen, als ich schon auf mich genommen habe. Ich wollte mir heute das Leben nehmen — und dachte an den immer noch verschlossenen Brief und daran, gelesen zu haben, daß Sie heute ein Konzert geben würden. Mehr kann ich Ihnen zunächst nicht erklären."

Delft nahm mit hastiger Bewegung das Schreiben entgegen, riß es auf und las nur die eine Zeile, vor der er sich gefürchtet hatte:

„Ich habe dich nie mit Bitten belästigt — helfe deinem Kinde! Maria."

Maria! Das kleine flüchtige Märchen seiner Jugend, ein zarter Traum aus der Zeit seiner bittersten Kämpfe um die Selbstbehauptung — vergessen im Rausch des Beifalls, auf den Weltreisen! Hatte er sie nicht unbewußt in all diesen glanzvollen Jahren gesucht, war nicht die ewige Sehnsucht nach ihr in ihm wachgeblieben, die stärkste Kraft seiner die Herzen packenden Kunst, diese ewige Unerfülltheit der eigenen Seele? Der Eingang zum Kaffeehaus, seiner ersten Brotstätte, leuchtete vor ihm auf. Dort hatte sie jede Nacht gestanden und ihn erwartet und dem immer einsamen Künstler, den von seiner Familie verlachten und verachteten Kaffeehausmusikanten die wundervollste Erfüllung geschenkt. Sie schmiedeten schon Heiratspläne — da trat die Tochter des Großindustriellen in sein Leben. Sie erkannte seine meisterhafte Bogenführung, sie holte wichtige Menschen heran, ließ ihn auf Kosten ihres Vaters weiter ausbilden und schaffte die Möglichkeit zu seinem ersten Konzert. Er bestand die Probe mit Glanz und war, ehe er sich recht besinnen konnte, mit dem reichen Mädchen verlobt. Still und ohne Haß war Maria aus seinem Leben verschwunden, er begegnete ihr nur einmal am Arm seiner eleganten Frau auf der Straße und sah, welches Unrecht er begangen hatte, sah ihren wehen und zugleich über seinen Aufstieg beglückten Blick. Alles Suchen nach ihr blieb erfolglos. Als seine Frau zwei Jahre später in einem Sanatorium der Schwindsucht erlag, begann sein Forschen von Neuem. Vergebens. Nie hatte er ganz das Gefühl einer großen Schuld dem Schicksal gegenüber verloren — und nun trat ihm seine eigene Tochter entgegen, in der gleichen Lage, wie er sogleich erkannt hatte, in der sich damals ihre Mutter befunden hatte.

Caspar Delft, der berühmte Geiger und alternde Mann, weinte über der Hand der Fremden, die sein Kind war, dann küßte er sie auf die Stirn und fragte nichts weiter.

Der Geschäftsführer nahm erstaunt die Weisung entgegen, ein Zimmer für die einfache Frau bereit machen zu lassen. Unterdes führte Delft seine Tochter in seinen Salon, nahm die Geige aus dem Kasten und spielte mit abgewandtem Gesicht die wunderbar traurige und in ihrer einfachen Größe so tröstliche Serenade von Beethoven.

Seine Tochter erschrak — sie hörte ein leises Brechen von Holz zum Schluß. Delft hatte das Instrument in seinen Händen zerdrückt und sah sie dennoch glücklich an.

„Das ist mein Abschied von der Musik. Es hat sich heute alles erfüllt, was mir der Ruhm nicht geben konnte!"

Delft brachte am nächsten Tage die Tochter Marias in sein kleines Sommerhaus und zog sich von der Welt zurück, löste alle Verträge und lebte nur der Pflege des Mädchens. Sein letztes Geigenspiel hatte die starre Verkrampfung ihres Herzens gelöst — auch sie hatte, wie ihre Mutter, nur noch einen Schritt vor der Ehe gestanden. Das Aufgebot war bestellt, da war man auf der Straße über den Vater ihres zukünftigen Kindes hergefallen und hatte ihn vor ihren Augen erstochen. Jahrelang hatte er in den Reihen der jungen, hoffenden, auf alles verzichtenden Kämpfer gearbeitet, die verhetzten Menschen in einem der verhetztesten Viertel der Stadt aufzuklären. Immer mehr waren durch seine überzeugende Beredsamkeit und Wahrheitsliebe zur neuen Bewegung gestoßen, und immer mehr Feinde ihm erstanden, die sich im Schatten zu halten wußten, bis ihre Stunde der Rache gekommen war.

Delft strich ihr übers Haar.

„Ich bin kein Held, Marga, mein Holz ist zu weich — es hat gerade noch zum Künstler gelangt. Aber ich habe den Glauben, daß sich alles vollenden wird, wofür er gerungen hat. Ich kann sein Werk fortsetzen, wenn ich auf alles verzichte, was du nicht brauchen wirst und was deinem künftigen Kinde nicht nützlich ist und Hilfe spende."

Das ist die Erklärung für das Abtreten des berühmten Geigers Delft von der Bühne des öffentlichen, beifallumbrausten Wirkens. Nahe seinem kleinen Anwesen liegt eine Stadt. In ihr wachsen die Mauern eines stolzen Gebäudes, dessen Stifter niemand kennt und das vielen Opfern der blutigen Kämpfe der letzten Jahre eine Heimstatt werden soll und vaterlos gewordene Familien durch eine eigentümliche und sichere Versorgung aus dem Elend reißt.

Der keltische Dolch

Von Arnold Ulitz

Erst gegen zehn Uhr — denn es war kein Stempeltag, an dem man früh aufstehen mußte — verließ Günter Möhr, Dr.-Ing., verdrossen und höhnisch das Bett, um das Altertumsmuseum zu besuchen. Während er sich wusch und anzog, sprach er bittere Witzigkeiten mit lauter Stimme in sein schäbiges Zimmer hinein, und wenn sie seiner Meinung nach geistreich ausfielen, fand er ein wenig Trost in der Bissigkeit.

„Jetzt wird es sachte klar," spottete er, „daß die Arbeitslosigkeit geradezu ein Segen ist. Aus lauter Langweile fängt man an zu schmökkern, und wenn es anfangs nur Kriminalreißer sind, am Ende landet man gar bei Goethe. Aus Langweile geht man ins Museum, aus Langweile kultiviert man sich, jedes Ding hat seine zwei Seiten."

Obwohl es ein Tag mit freiem Eintritt war — nur solche Tage kamen für Dr. Köhr naturgemäß in Frage — war er dennoch der erste Gast, und die Museumsdiener standen in müßiger Gruppe und schätzten mit dem Blick langer Erfahrung seine gesellschaftliche Wertigkeit ab. Dieser zerknitterte und sogar ein wenig zerschlissene Herr war weder Ausländer noch Provinzler, noch weltfremder Gelehrter und Fachmann. Ein alter mit üppigem, schneeweißem Schnurrbart löste sich endlich verdrießlich aus behaglichem Geschwätz, um ihm pflichtgemäß zu folgen.

Der Doktor schritt rasch, als habe er ein bestimmtes Ziel und wolle bei Belanglosem keinesfalls Zeit versäumen, durch die ersten Säle.

Im Saal der keltischen Altertümer endlich hatte er die Laune, zu verweilen und die Dinge zu betrachten. Auch der Museumsdiener bremste und patrouillierte wie ein Posten hin und her, und nun machte sich der Doktor das knabenhafte Vergnügen, den lebhaft gefesselten Kenner zu spielen; er beugte sich tief über eine Vitrine, in der jahrtausendaltes Gold phantastisch verzierter Dolche dunkel glomm, er schien sich loslösen zu wollen, trat einen zögernden Schritt wie abschiednehmend zurück, ließ sich magnetisch wieder ziehen, neigte sich wiederum, schüttelte verzückt den Kopf, richtete sich auf, blickte blinzelnd, dann wieder großäugig staunend hinab, kurz, er vollführte ein Theater, das ihn bestens ergötzte.

Aber ohne daß er es anfangs merkte, rann mit dem welken Goldglimmen der Vergangenheit doch etwas Magisches in seine Augen und seine Seele. Um die Griffe dieser Dolche hatten sich einmal lebendige Fäuste geballt, und diese scharfen, gefräßigen Spitzen hatten einmal blutwarmes Leben vernichtet, eigenes Leben geschützt. Die Unausrottbarkeit des Lebens wie des Todes fand in diesen alten Waffen ihr ungeheures Symbol, und der einsame Betrachter wurde schwermütig, er wußte nicht, warum, und seine spöttische Spielsucht wurde von einem schweren Alpgefühl zermalmt.

„Bitte, nicht auflehnen", sagte der Aufseher mit knarrigem Ton und zeigte zugleich auf das Schildchen, das über der Vitrine hing. Erschrocken gehorchte der Doktor dem Fingerzeig und las den Text. Natürlich: „Bitte, nicht auflehnen!" Er lächelte dem Diener verschüchtert zu, ohne alle Keckheit, ohne Ironie. Es war eine absonderliche Stimmung, und er richtete sich beschämt empor, als habe er etwas außerordentlich Ungehöriges begangen. Die Knöpfe seines linken Jackenärmels hatten sich aber in den schmalen Spalt geschlichen, der zwischen dem Schaukasten und dem holzgerahmten, gläsernen Deckel klaffte, und als er sich, von der Verwarnung seltsam belastet, aufrichtete, spürte er. daß sich der Deckel ein wenig hob.

Der Museumsdiener patrouillierte schon wieder und schaute dösend durch eines der hohen, etwas staubigen Fenster, um auf der lebendigen Straße unten Anregenderes zu sehen als diesen fanatischen Waffenfachmann. Der Doktor spähte gespannt auf den dunkelblauen straffen Rücken und die sechs goldenen Knöpfe der Uniform und tastete, ohne auf die Vitrine hinabzusehen nach dem Deckel. Ja, er hob sich, die Vitrine war nicht verschlossen. Behutsam ließ er den Deckel wieder sinken, ein ganz leises, mattes Geräusch entstand, nicht stärker, als wenn zwei alte trockene Lippen sich von einander lösen. Der Diener drehte schwerköpfig einen nur flüchtigen Blick herüber, der Doktor stand kerzengerade, mit hängenden Armen.

Langsam ging er zur Nachbarvitrine und zur nächsten und zur übernächsten. Lange stand er vor einer Schar von Hellebarden, glotzte stumpfsinnig in den mattspiegelnden Goldbuckel eines Schildes, wanderte an den Wänden entlang bis zum breiten Durchgang, der in den nächsten Saal führte, blieb einige Sekunden wie angewurzelt stehen, dann schoß er vorwärts, der Saal mit der unverschlossenen Vitrine lag hinter ihm. Er ging ans Fenster, als müsse er der Luft, die gegen die Scheiben drang, etwas näher sein, um sich vom sonderbaren Druck in seinem Blute zu entlasten, und er atmete tief und sehnsüchtig.

Plötzlich stand der Diener neben ihm und sagte: „Ja, ja, so ist es!" Eine alberne Allerweltsformel, aber der Doktor starrte entsetzt. Da erkannte er, daß dieser Alte ein freundliches Gesicht hatte und offenbar nur ein wenig plaudern wollte, und er lächelte verwundert, daß er so sehr erschrocken war.

„Da hinten ist eine Vitrine versehentlich nicht verschlossen worden," dies wollte Köhr im ersten Impuls des anständigen Menschen sagen, aber sein Mund sagte etwas völlig anderes. „Mir ging es nicht immer so schlecht," sagte der Mund, und der Museumsdiener beforschte mit raschem Verstehen diesen blauen Anzug, diese abgelaufenen Schuhe, nickte ernst und sagte beileidsvoll: „Tja, ja!"

Köhr stand im benachbarten Saal und versuchte, Vitrinendeckel zu heben. Sie lagen allesamt fest angeschlossen. Er lächelte. „So eine Bummelei! Es kann unmöglich schwer sein, so einen netten Dolch mitzunehmen. Andenken an Vercingetorix!" „Blödsinn!" sagte er mit frischer Stimme und lachte. „Ich stehle selbstverständlich nicht," und er ging mit federnden Beinen in den nächsten Saal, ja, er summt sogar die ersten Takte, „Der Mai ist gekommen . . .", und es war wundervoll, die innere Sauberkeit zu spüren. Uebrigens hätte er wohl doch jemandem geschadet, vielleicht dem alten Weißbart da hinten, der möglicherweise verantwortlich für die Vitrinen war. Er wollte schleunigst diese Räume verlassen und an den Fluß, um zu schwimmen und im Sande zu braten, und machte kehrt, marschierte zurück, begegnete seinem alten Freund, nickte ihm heiter zu, „guten Morgen", erhielt eine freundliche Antwort, blickte an die Taschenuhr, so daß ihm anzusehen war, er habe Eile und schon viel zu lange hier verweilt, und da geschah etwas Seltsames: Als er die Uhr in der Hand spürte, die eigene Uhr, ergoß sich in seine Finger eine ungeheuere brennende Begierde, das andere, das fremde Ding zu umfassen, zu fühlen, zu genießen, zu haben, zu haben. Die Hand, die die Uhr in die Tasche zurückgleiten ließ, zitterte in allen Fingern.

Schnurgerade schritt er auf die unverschlossene Vitrine zu, hob den Deckel mit der rechten Hand, ergriff einen Dolch mit der Linken und steckt ihn in die rechte Brusttasche. Dann stand er totenblaß und mußte mit beiden Händen auf den Rahmen des gläsernen Deckels sich stützen. Der vergilbte Samt, auf dem die Dolche in der Vitrine ruhten, wies eine schneeweiße Stelle. Auf diese stierte er entsetzt. Die schlurfenden Altmännerschritte des Museumsdieners tasteten heran. Köhr konnte sich nicht bewegen.

Dann war die Stimme nahe vor ihm. „Sie sollen doch nicht . . ." sagte sie gutmütig, und der Doktor ließ sofort die beiden Hände klumpig vom Glasdeckel fallen. „Aber wie sehen Sie denn aus, Herr?"

„Ich . . . mir ist schlecht!" lallte er.

„Und wir haben auch keinen einzigen Stuhl in diesem Saal," sagte der Alte und dachte: „Der Mann hat nichts im Leibe, das ist die ganze Krankheit, tja."

„Es ist schon vorüber," seufzte Köhr und lächelte schwach. „Auf Wiedersehen!"

Er ging ganz langsam, und das war nicht etwa List, es war Schwäche. Die Beine waren klobig schwer wie Stämme, die mit Wurzeln hafteten. Die Schritte schallten ihm furchtbar laut und roh. Als er auf die Terrasse trat, schlug die Sonne als grelle Woge in sein Gesicht. Auf der hohen breiten Treppe stand er minutenlang und fühlte nichts als die heiße, segnende Gewalt der Sonne. Aus dem Postamt hinter dem Museumsplatz trat ein Mädchen und faltete einen großen Bogen roter Briefmarken sorgfältig zu handlichem Quadrat. In dies Stück roten Leuchtens blickte er wie berauscht. Plötzlich wurde er unaussprechlich froh, kehrte auf der Stelle um, lächelte den verwunderten Museumsdienern zu und sagte, draußen sei die Hölle, er wolle noch ein bißchen in die Kühle zurück. Sie sahen ihn geringschätzig an, er verübelte es ihnen nicht.

Dem Alten begegnete er im ersten Saal. „Nanu?"

„Ich will Ihnen mal etwas zeigen, wirklich, etwas sehr Wichtiges." Seine Stimme zitterte, und er fühlte, daß ihm die Tränen nahe waren.

Der Alte folgte unschlüssig, mißtrauisch, blieb endlich stehen. „Also, ich ersuche Sie . . ." sagte er knarrend.

Der Doktor sah ihn an. „Ich habe entdeckt, daß eine Vitrine unverschlossen ist, ich will sie Ihnen zeigen."

„Was?" Der Alte folgte ihm aufgeregt.

Wortlos hob der Doktor den Vitrinendeckel, zog den Dolch aus der Brusttasche und legte ihn behutsam auf die weiße Stelle des Samtes. „So leicht ist das!" flüsterte er und mühte sich ein falsches Lächeln ab, damit der andere wirklich an die Lüge glaube, er habe nur ein verwegenes Experiment gemacht.

Dann ging er. Der Diener stand bewegungslos. Der Schreck hielt ihn noch fest, als der Dieb schon wieder im Freien war, unsäglich von der Sonne beseligt.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Frauen kämpfen für Deutschlands Ehre

Deutsche Farmerinnen im kanadischen Westen

Stunden, Tage und Nächte schon trug mich der Expreß der Canadian Pacific Railway auf seinem einspurigen Weg über die kanadischen Prärien gen Westen, den Felsengebirgen zu. Verdörrtes Gras, Sand, ausgetrocknete Wasserstellen und wieder Gras und Sand — so boten sich diese unabsehbaren Weiten den Augen dar, die müde wurden von der Endlosigkeit dieses trostlosen Nichts. Selten nur stoppte der Zug an einer verloren daliegenden Station. Stumpf saß man sich im Pullman-Wagen gegenüber, eintönig-rhythmisch sangen die Räder über das stählerne Band . . .

„Sie ist eine Deutsche" . . .

Dann plötzlich, ohne Uebergang, wuchs er aus der unendlichen Fläche heran: ein Farmhaus, hingeweht in dieses Verlassensein. Es war, wie die meisten Farmhäuser auf der Prärie, aus Holz, zweistöckig und mit einer halboffenen Veranda vor dem Eingang. Doch eine Kleinigkeit war da, eine Winzigkeit nur, trotzdem aber riß sie einen Abgrund auf an Wesensverschiedenheit zwischen diesem und den Tausenden andern — dieses Farmhaus hatte gestrichene Fensterrahmen und in den Fenstern saubere Gardinen. Und neben dem Hause, im dunkelgrünen Rahmen herrlicher Tannen, die zugleich nach drei Seiten Schutz boten gegen die von der Prärie heranbrausenden Schnee- und Sandstürme, das wogende Wunder eines richtigen Blumengartens. Eines Blumenmeeres, schillernd in allen Farben aller Blumen, die nur auf diesem Boden gedeihen wollten. Unerhört und nie gesehen, solange die Prärie unterm glühenden Himmel dörrte, solange sie ihr eintöniges Lied hinspann für sich, und Büffel Gras und Ried in den Boden stampften . . .

Die vorher so müden Augen wurden wach, Stimmen laut, die Sensation war da — **Blumen! Blühende Blumen!** Hier auf der dörrenden Prärie! **„Die Farmerin ist eine Deutsche"**, sagte der Schaffner, der durch den Wagen ging. „O! Sie ist eine Deutsche! O ja!" echote es von den Lippen der Ladys und Gentlemens.

„Gewiß doch, sie kann nur eine Deutsche sein", bemerkte bestätigend eine alte Lady, die ich kurz vorher mit der „comic section", Witzecke, einer Zeitung in begeisterte Ausrufe versetzt hatte. Sie muß ja eine Deutsche sein, dachte ich, und streichelte in Gedanken dankbar die harten Arbeitshände dieser unbekannten deutschen Farmerin, die mir mitten aus der Prärie heraus mit ihren Blumen und Tannen einen Erinnerungsgruß winkte an die Heimat.

Trägerinnen des Deutschtums

Gestrichene Fensterrahmen, Gardinen, Tannen und Blumen — Geringfügigkeiten, gewiß, Alltäglichkeiten in der Heimat. Hier, im canadischen Westen aber sind sie Verkörperung einer Idee, die sich auflehnt gegen die seelenlose Hetze des „mony making", des Geldverdienens als Selbstzweck. Hier sind sie Ausdruck des Verbundenseins mit dem in Besitz genommenen Boden, der Liebe zur Scholle, die noch nicht ausgelöscht ist von dem Industriegeist, der auch den Weizen produziert wie am „laufenden Band", der den Boden umwühlt nach Ertrag, aber ihm die Nahrung verweigert und weitergeht zum nächsten Stück, wenn er ausgehungert ist und unfruchtbar. Trägerin dieser Auflehnung aber ist, mehr als der Mann, die deutsche Frau.

Sie ist so recht eigentlich die Bewahrerin der deutschen Güter in der Familie. Während der Mann darauf angewiesen ist, sich einen Weg zu bahnen durch den „whirlpool" des Existenzkampfes, er sich, um nicht zu versinken, oft genug bemühen muß, ein „hundertprozentiger" Canadier zu sein, und dieses geistlose Wesen versucht Eingang zu finden in die Familie — ist es die schwere, verantwortungsreiche Aufgabe der Frau, das Haus zu bewahren als eine Schutz- und Trutzburg lebendigen deutschen Geistes, als eine Pflegestätte echter deutscher Tradition und Gebundenheit, als eine Nährstätte, die dem Manne die Kraft und die Freude, den Kampf zu bestehen für die deutsche Familie. In stockenglischer Umgebung häufig muß die Frau diesen Kampf führen gegen die saugende Gewalt des „melting pot", der seine Saugarme ausstreckt nach jedem einzelnen der Familie, und nicht zuletzt nach den Kindern. Englische Schule, englische Spielkameraden, englische Umgangssprache — Verlust oder Erhalt für das Deutschtum liegen da dicht beieinander, und es bedarf des starken Wach- und und Auf-der-Hut-Seins der deutschen Frau und Mutter als Grenzhüterin, um wertvolles Gut zu sichern.

Mut gehört dazu, unbeugsamer Mut und Charakter und eine tiefinnerliche Liebe zu Volk und Heimat, um standzuhalten, wenn Haß und Verleumdung, Boykott und Verachtung aufspringen wie gierige Wölfe. Wenn die Kinder **fragend** drängen: „Mutter, warum sind wir **dreckige** Ausländer"? oder „Mutter, was bedeutet es, wenn die Lehrerin sagt, die Deutschen seien „Huns" (Hunnen)?" Oder wenn der Mann immer wieder mit demselben Bescheid von der Arbeitssuche kommt: **Sie wollen keine Ausländer!**

Um ihrer Ahnen Ehre

Ich war dabei, als an jenem Unglückstag des Jahres 1929, da der deutsche Zeppelin in Frankreich notlanden mußte und die kanadischen Zeitungen in Riesenlettern die „völlige Zerstörung" meldeten, eine deutsche Farmerin innerhalb einer halben Stunde elf „nachbarliche" Anrufe erhielt, getragen von verhaltener Schadenfreude und immer derselben Frage: „Was macht ihr Deutschen nun?" — „Well, wir werden ein besseres Luftschiff bauen!" war die Antwort dieser tapferen Frau.

Und nur mit einem inneren „Stillgestanden" kann ich an jene deutsche Frau denken, die, selber schon in Kanada geboren, niemals das Land ihrer Väter gesehen hatte, mit einem Englisch-Kanadier verheiratet war und die doch einen lebendigen Kampf um deutscher Soldaten Ehre führte gegen Kirche, Schule und Minister — und die Siegerin blieb. Das erstemal war es der Pastor, der von der Kanzel herab das **Kriegsgreuelmärchen der abgehackten belgischen Kinderhände verkündete. Es war in der Sonntagsvormittagspredigt.** Eine Stunde später saß die deutsche Frau in ihrer „car" — nach siebenstündiger Fahrt über schneeverwehte und vereiste Wege hielt sie in der Provinzhauptstadt vor der Wohnung des „Ministers of Education" (Kultusminister), durchbrach die Barrikaden der Hausboten und traditionellen Weekendruhe und stand vor ihm: „Well, Sir, ich bin britische Untertanin, aber mein Blut ist deutsch! . . ." Und der Minister mußte einen Brief schreiben, und der Herr Pastor das Märchenerzählen einstellen! Zwei Jahre später (1931) war es die zwanzigjährige Lehrerin (!) der „Town", die dasselbe Märchen, in erweiterter Auflage, den Kindern erzählte. Kindern auch deutscher Abstammung! Wieder stieg die deutsche Farmerin in ihre „car", wieder stand sie vor dem Minister — es war inzwischen ein anderer—, und wieder wurde ein Ministerbrief geschrieben, der die Märchenerzählerin vom Begriff des britischen „fair play" unterrichtete und von deutscher Soldaten Ehre!

Vorwerke der Heimat

Auf der Prärie, in den einsamen Buschgebieten des Peace-River-Gebietes, in den Felsengebirgen und den Schnee- und Eiswüsten des Nordwestens — allenthalben bin ich solchen deutschen Frauen begegnet. Kameraden des Mannes auf allen Wegen! In gemeinsamer zäher Arbeit, fast immer nur auf sich beide angewiesen, mit beschränkten Mitteln, oft stunden- oder gar tageweit von der nächsten geschlossenen Siedlung, der „Town" entfernt, gilt es den harten Prärieboden zu brechen, oder den dichten Busch zu roden, mit der Axt den Platz zu schlagen für die erste primitivste Unterkunft. Langsam, Schritt für Schritt muß der Boden erobert werden, Fehlschläge mancherlei Art bleiben nicht aus, die Tage, Wochen und Monate fallen zusammen in nie abbrechender Arbeit.

Doch was auf diese Weise entsteht, sind Vorwerke lebendigen deutschen Geistes, sind leuchtende Fanale deutschen Fleißes und deutscher Tüchtigkeit. Und mag das Farmhaus noch so klein sein, zusammengehauen vielleicht aus rohen Baumstämmen — ihre ganze Liebe, ihre ganze Sehnsucht und Erinnerung an die Heimat pflanzen diese deutschen Frauen da hinein, lassen sie zu Oasen werden in der Kriegswüste der Dollarschlachten.

Schön sind die Erinnerungen an die Stunden, in denen man, müde der uferlosen Weite des Landes, der Verwilderung des „Tramp"-Lebens, der rauhen Männergesellschaft, des ruhelosen Ausschauens nach des Lebens bißchen Notdurft, ausruhen durfte, wo deutsche Frauen still und selbstverständlich alles das hegten und bewahrten, was man vermißt hatte, wo für Stunden, Tage oder Wochen wieder Heimat war . . .

Aliquis.

Göttliche Mutter mit Kind von Antonio Allegri Correggio, dessen Todestag sich am 5. März zum 400. Male jährt.

Schulentlassene Mädchen - was nun?

Keine der Töchter von 1934 werden mehr geringschätzig von der Vorbereitung zur Hausfrau und Mutter sprechen.

Das ist der große Gegensatz zu den Töchtern von 1923—1933.

Denn — wir sind uns heute klar darüber — um eine wahre deutsche Hausfrau und Mutter zu werden, bedarf es einer gründlichen Vorbereitung, und die sollte jedes junge Mädchen zu allererst nach der Schulentlassung in seinen Grundanforderungen abschließen. Welche praktische Schule fürs Leben sie durchmachen will, sollte ihren Wünschen überlassen werden. Sie bietet jedem jungen Mädchen die Möglichkeit, sich zu verantwortungsvollen Hausfrauen und Müttern vorzubereiten. Ob als Hausangestellte, als Lernende in Mütter- und Siedlerinnenschulen, in Frauenschulen oder weiblichem Arbeitsdienst — in dieser Vorbereitungszeit zur deutschen Hausfrau und Mutter muß sie die Grundlage erhalten, auf der sie alle anderen Lebensentwicklungen aufbauen kann.

Dadurch, daß die Töchter von 1934 nur noch weibliche Berufe suchen, haben sie nicht geringere Berufsauswahl als in den Vorjahren: Stütze der Hausfrau, Wirtschafterin, Köchin, Kinderpflegerin, Jugendfürsorgerin, Wohlfahrtspflegerin, Krankenpflegerin, Schneiderin, Putzmacherin, Wäschenäherin, Verkäuferin, Gymnastikerin, aller Art von Schönheitspflegerinnen, Lehrerin in Mädchen- und Frauenschulen, auch auf der Bühne und im Konzertsaal ist die Frau nicht wegzudenken.

Aus der Fülle der vorjährigen Berufsausbildung bot keine die Gewähr für eine Sicherstellung des Lebens. Das war die Tatsache, mit der man von vorneherein rechnen mußte. Die jungen Mädchen von heute aber sehen und wissen das Licht, das sie durch das Leben tragen wird.

„Wir wissen, was wir wollen!" So hört man sie oft sprechen. Und was will die wieder zur wahren Jugend zurückgewonnene junge Mädchengeneration? Sie will leben, sie will auf wahrheitsbekennender, gesunder Grundlage lebensfähig, lebensschöpferisch sein. Sie sucht weniger neue Lebensformen, als eine artgemäße erfüllende Lebensform mit höchster Auswertung der naturgemäßen Fähigkeiten der Frau an sich. Die Lösung der Frauenfrage liegt in jeder einzelnen Frauenseele verborgen. Jede von uns trägt die Verantwortung für die Volksgemeinschaft in sich. Wir alle sind persönliche Wesen, denen je nach Veranlagung und Eignung ganz bestimmte, wenn auch noch so gering erscheinende Fähigkeiten innewohnen. Sie zu erkennen und herauszubilden sollte unser nächstliegendes Ziel sein.

Wie aber dringen wir zur bewußten Wesenserkenntnis und Eignungsprüfung vor? So fragen die Gedanken . . . Wieviel innerer und äußerer Kampf würde uns erspart bleiben, wenn wir Normalmenschen wären und Patentlösungen uns Klarheit über unsere Seins-Bestimmung gäben. Erst der Kampf mit den noch nicht gefundenen Lebensformen entwickelt unsere Fähigkeiten und zeigt den Weg, den wir gehen müssen. Wer aber nicht um die Erkenntnis des Volk- und Ichwesens sich bemüht, der wird an den stets neu kräfteströmenden Lebensquellen vorbeigehen. In der persönlichen Erkenntnis der Volk- und Ichnatur liegt der Grund zur erfolgreichen und befriedigenden Lebensgestaltung. Es fragt sich dann nur, wie die Natur, die Eignung sich in Tätigkeit umsetzt, ob sie ihre Kräfte steigert oder niederdrückt. Pflichterfüllung wird wertvoll, wenn sie mit innerlicher Neigung und Eignung, mit freier Selbstführung verbunden ist. Lebensgestaltung, die das innere und rein äußerliche Streben ineinander überstrahlen läßt, bringt uns weiter und kann so dauernd als Segen empfunden werden.

Ob die Tätigkeit des jungen Mädchens im Beruf oder in der Ehe endet, kann und wird nach dieser Erkenntnis vorerst keine Streitfrage mehr sein. Was wir als Frauen gestalten, wonach wir als Frauen streben, wenn wir uns als deutsche Frau und deutschen Charakter erkannt haben, wenn wir der Verantwortung unseres Frauentums in der deutschen lebendigen Volksgemeinschaft wirklich aus innerer Ueberzeugung bewußt geworden sind, dann findet die Frau ihren Weg.

Nicht der Grad einer geschulten Bildung, nicht Wissen, vielmehr Weisheit, die Grundauffassung aller Frauen zum Leben und zur Arbeit ist im deutschen Volk ausschlaggebend. Und nur mit diesem Bewußtsein kann die deutsche Frau alle deutschen Frauen wieder zur höchsten Mütterlichkeit, zur Familie, zurückführen. Zur Familie, die allein, unserem Volk die Kraftquelle zu dauernder Lebensfähigkeit gibt.

F. B.

Was soll ich morgen kochen?

A. Dilzer.

Montag: Lauchsuppe, Rotkraut, Schweineschnitzel, Kartoffelbrei.

Dienstag: Geröstete Grießsuppe, (Gekrös Pfd. 40 Pfg.) Pellkartoffeln (siehe Rezepte).

Mittwoch: Pilzsuppe (Maggi), Gebratene Hammelbrust, Salzbohnen mit weißen Bohnen, Salzkartoffeln. (Hammelbrust 70 Pfg. Pfd.)

Donnerstag: Grünkernsuppe, Sauerkraut, Leberspatzen, Kartoffeln (Rindsleber 1.20 Pfd.)

Freitag: Lebersuppe von den Abfällen von gestern mit Suppengrün und Maggi-Fleischbrühwürfeln gekocht. (Fischrouladen, siehe Rezept), Kartoffeln, Feldsalat.

Samstag: Linsensuppe mit frischem Bauchspeck, Kartoffelstückchen und viel Suppengrün gekocht, abgeschmelzt mit Zwiebel-Mehlschwitze.

Sonntag: Blumenkohlsuppe, Hasenbraten, Kartoffelklöse, Salat. Suppengrün nur ¼ Stunde vor dem Anrichten mitkochen, da sonst die feinen Duftstoffe verloren gehen, Deckel stets fest schließen, Flamme, wenn angekocht, ganz klein stellen, anbrennbare Speisen auf einen Asbestteller beim Kochen stellen.

Rezepte.

Fischrouladen: Kabliaufilet werden in passende Teile geschnitten, leicht geklopft, gesalzen, mit Zitronensaft und Maggiwürze mariniert, in Mehl leicht gewendet. 1 feingewürzte Salzgurke und ein hartgekochtes Ei, Petersilie, etwas feingeschnittenes Dörrfleisch, 1 Eßlöffel Rahm, gut vermischt auf die Fischscheiben gestrichen. Diese aufgerollt, mit einem Hölzchen befestigt, nochmals in Mehl gewälzt, in Ei und Weckmehl paniert, recht braun von allen Seiten in heißem Erdnußöl gebacken.

Gekrös: Durch kaltes, dann warmes Wasser, tüchtig waschen, da es meistens nicht weich genug ist, wenn es vom Metzger kommt, mit Suppengrün aufkochen, feinschneiden. Von der Brühe eine helle Einmachtunke mit Zitronen oder Wein abgeschmeckt, bereiten, ein paar Tropfen Maggi-Würze, in der Tunke auf heißem Wasser ziehen lassen. Rest zu Omelettfülle verwenden.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Die Musik im Film / Von Professor Clemens Schmalstich

Bereits der „stumme" Film war bekanntlich ohne Musik undenkbar, da ein lautloses Abrollen der Bilder langweilig wirkte, und so sorgte damals für die musikalische Untermalung das Kino-Orchester, dessen Größe sich nach den finanziellen Möglichkeiten des betreffenden Kinos richtete. Nötigenfalls nahm man die freundliche Hilfe eines Klaviers in Anspruch. Die Zusammenstellung der erforderlichen Musikbegleitung wurde von dem Kapellmeister vorgenommen. War dieser Kapellmeister ein Musiker von Geschmack, dann entsprach auch die Musik den berechtigten Anforderungen eines nicht allzu verwöhnten Publikums. Wenn nicht, wurde die ganze Zusammenstellung ein unmöglicher Salat. Die Kino-Orchester spielten sehr gern und viel klassische Stücke; besonders beliebt waren Meisterwerke wie die Jupitersymphonie von Mozart, die Ouvertüre zu Figaros Hochzeit desselben Komponisten, die Euryanthe-Ouvertüre von Weber und die Pastorale-Symphonie von Beethoven — um nur einige Beispiele zu nennen. Warum wurde nun die klassische Musik so bevorzugt? Man soll nicht denken, daß etwa erzieherische Gründe hierbei mitwirkten. Die klassische Musik hatte in den Augen der Kinotheaterbesitzer einen unzweifelhaften Vorzug vor der neueren Musik, sie durfte nämlich. . . . . tantiemenfrei gespielt werden!

In einem weiteren Stadium der Entwicklung der Kinomusik begegnen wir der Kinothek. Die Kinothek war eine Kartothek, mit deren Hilfe man jeden beliebigen Film musikalisch untermalen konnte. **Aus dieser Kartothek konnte man etwa 10 Meter Liebe, 5 Meter Sturm, 8 Meter Abendstimmung und dergl. mehr zusammenstellen.** Eine ganze Reihe Komponisten haben für verschiedene Verleger solche Kinotheken geschaffen. Allmählich ging man einen Schritt weiter und entschloß sich, bei besonders wertvollen Filmen namhafte Musiker mit der Komposition der Musik zu betrauen. Dieses System hatte den Vorzug, daß die Musik einheitlich und dadurch qualitativ besser wurde, während früher oft für einen Film Kompositionen von etwa 25 verschiedenen Musikern, durch Uebergänge des Kapellmeisters verbunden, verwendet wurden.

Als der Tonfilm seinen Siegeslauf antrat, erlebten wir zunächst die überraschende Tatsache, daß man sich mehr mit der Wiedergabe von Geräuschen und mit der Vervollkommnung der Sprache beschäftigte, als mit der Musik. In dem heutigen Tonfilm muß man zwischen dem leichten Spielfilm und dem ernsten Tonfilm unterscheiden. Für die Musik des leichten Spielfilms zeichnen gewöhnlich ausgesprochene Schlagerkomponisten verantwortlich. In den meisten Fällen enthält die Filmmusik eine oder zwei Schlagernummern. Die Voraussetzung dabei ist, daß diese Musiknummern durch den Film hauptsächlich für das eigentliche Musikgeschäft, d. h. für das Spielen in Kaffees und für die Aufnahme von Grammophonplatten propagiert werden. Solche Verbindung von Kunst und Geschäft muß naturgemäß die Folge haben, daß der betreffende Schlager, den man „lancieren" will, sinnlos durch den ganzen Film bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit gehetzt wird. Ein Beispiel: Ein Mädchen am Bettrand sitzend, wirft beim Packen ihre Sachen in größter Eile in den Koffer und singt dabei einen Schlager mit voller Orchesterbegleitung! Da in jedem Film musikalische Vertonung auch für sogenannte stumme Passagen notwendig ist, wird auch hier, wo eine selbständige Komposition erforderlich wäre, der Schlager gespielt, weil der Komponist häufig nicht in der Lage ist, außer Schlagermusik auch Illustrationsmusik zu komponieren. (Ausnahmen bestätigen die Regel!) Sogar in historischen Filmen werden oft in stilwidrigster Art moderne Schlager verwendet. Dem leichten Film fehlt also auch heute noch meist eine graziöse, elegante Musik von künstlerischem Niveau.

Was die musikalische Begleitung des ernsten Filmes betrifft, so ist man in der letzten Zeit bemüht, zu diesem Thema eine künstlerische Einstellung zu finden. Erstens, indem man wirkliche Musiker zur Arbeit heranzieht, und zweitens, indem man bestrebt ist, eine engere Zusammenarbeit zwischen dem Regisseur und Musiker zustandezubringen. Es gibt beispielsweise Szenen im Film, die gleichzeitig szenisch und musikalisch aufgenommen werden müssen, speziell bei Gesangsaufnahmen, während **der größte Teil der sogenannten Illustrationsmusik nachsynchronisiert** wird. Im letzten Falle ist eine Verständigung zwischen Regisseur und Komponist noch vor der Aufnahme der später musikalisch zu illustrierenden Szene unbedingt notwendig. Ist das nicht der Fall, so kann es passieren, daß die Szenen später asynchron wirken. Ein Beispiel: Eine marschierende Kolonne wird gezeigt, deren Marsch ohne gleichzeitige Musikbegleitung aufgenommen wurde. Nach diesem Bild wird dann ein Marsch komponiert. Es ist aber unmöglich, eine ideale Synchronisierung zu erreichen, aus dem einfachen Grunde, weil die Kolonne ohne Musik stets unrhythmisch marschiert. Für die Musik eines ernsten Tonfilms ist auch ein sogenanntes Leitmotiv zu empfehlen, entweder ein instrumentales Thema oder auch ein Lied, das, je nach der Situation dramatisch verwandelt, in symphonischer Form die Musik des ganzen Films durchzieht.

Ein weiteres interessantes musikalisches Problem wirft die Frage der Verfilmung der Oper auf. Die Versuchung ist groß, auf diese Weise die Oper gewissermaßen an den kleinen Mann heranzubringen. Bei der Verfilmung einer Oper läuft man jedoch leicht die Gefahr einer Travestie, weil eben die Gesetze der Oper ganz andere sind als die Gesetze des Films.

In der Oper liegt das Schwergewicht im musikalischen Aufbau, während im Film das Szenische und Bildliche von erhöhter Bedeutung sind.

Es ist sehr schwer, hier den nötigen Ausgleich zu finden. Hält man sich genau an die Gesetze der Oper, dann kann die Umarbeitung unfilmisch erscheinen. Eine filmische Bearbeitung kann dagegen die Gesetze der Oper umstoßen. Vor einiger Zeit sollte im Rahmen eines Wagnerfilms die Romerzählung des Tannhäuser vertonfilmt werden. Hätte man den Tannhäuser wie in der Oper die Erzählung einfach singen lassen, so wäre diese Szene im Film langweilig erschienen. Man kam auf den Gedanken, die Vorgänge der Erzählung zu illustrieren, die Erscheinung des Papstes z. B. anzudeuten. Eine derartige Verfilmung löste aber doch so schwerwiegende künstlerische Bedenken aus, daß von dem ganzen Vorhaben Abstand genommen wurde. So bleibt das Problem „Verfilmung der Oper" immer noch offen.

Kriegsopfer gestalten einen Kriegsfilm

Der Stoßtrupp, eine Szene aus dem Kriegsfilm „Stoßtrupp 1917", der nach dem Buch „Der Glaube an Deutschland" von Hans Zöberlein durch Frontsoldaten und Kriegsopfer hergestellt wurde. (Photo: Arya-Film, München.)

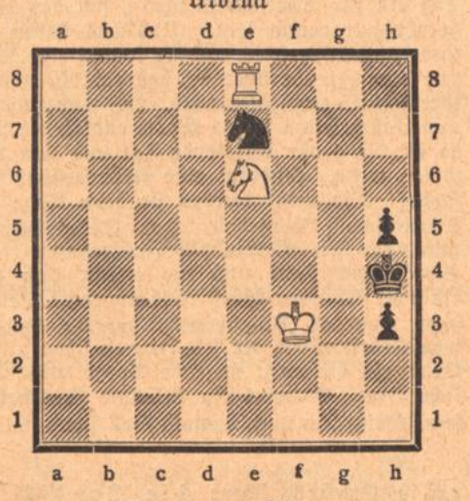
Badisches Schach

Herausgeber Badischer Schachverband im Großdeutschen Schachbund

Folge 9, 4. 3. 1934

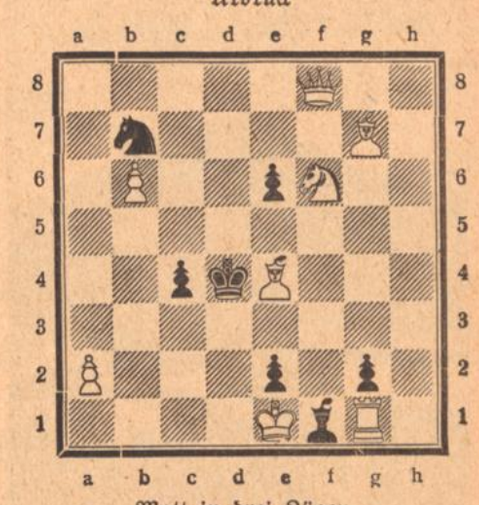
Ein Karlsruher Quartett

Problem Nr. 10
K. Berlinghof
Urdruck



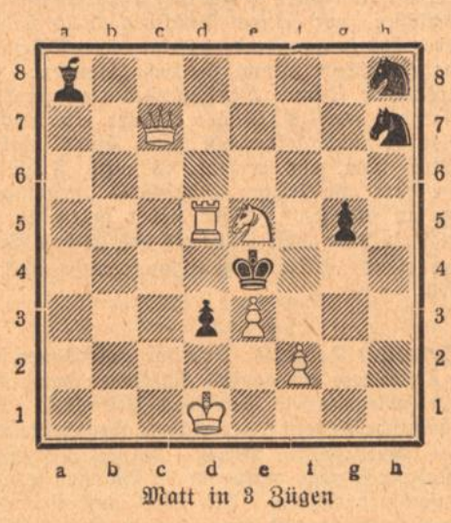
Matt in drei Zügen

Problem Nr. 11
Pg. A. Herrmann
Urdruck



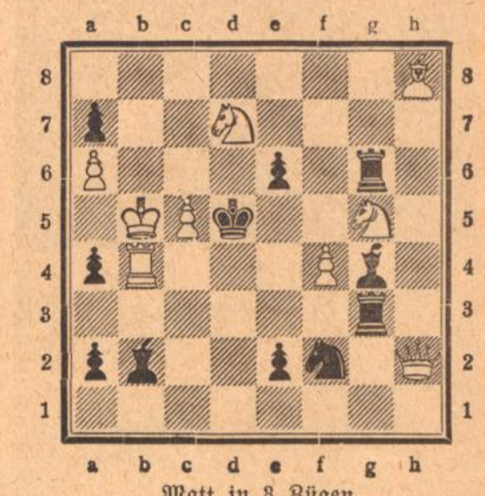
Matt in drei Zügen

Problem Nr. 12
Pg. K. Roser
Urdruck



Matt in 3 Zügen

Problem Nr. 13
Pg. R. Rutz
Urdruck.



Matt in 3 Zügen

Lösungen:

Problem Nr. 3: Kc8, Df4, Th8, Se6, g6, Bd4 — Kf7, La1, c2, Bc6, d6, f6, h5, h6; Matt in 3 Zügen. 1. Df4—f5! droht Th7 + usw. 1. . . . Lf5: 2. Tb7 + Kg6: 3. Tg7 Matt. Die unschöne Nebenlösung 1. Kd7 kann durch Weglassen des schwarzen Bauern c6 verhindert werden.

Problem Nr. 4: Kd8, Dh4, Lh3, Sg5, Bd4, h6 — Kg6, Lg8, Bg7; matt in 3 Zügen. 1. Sg5—f7! Kf7 : 2. Dh5 + ! 1. . . . Lf7 : 2. h7 beliebig. 3. h8S matt. 1. . . . Kh7 2. Df6! g:f 3. Lf5 matt. Eine Fülle überraschend schöner Varianten.

Problem Nr. 5: Ke1, Dd5, Th1, Lg5, Sd4, f6, Bg2, h3—Kg3, Tb2, h8, Lc7, d7, Sb1, b5, Bc3, e3, g4; matt in 2 Zügen. 1. 0—0! Die Drohung Se4 matt ruft eine Reihe hübscher Verstellungen und Weglenkungen hervor. Wenn man ganz streng die Gesetze der Problemkunst befolgen will, kann man bezweifeln, ob der Schlüsselzug statthaft ist, da man in dieser Stellung nicht beweisen kann, ob Weiß noch rochieren darf.

Problem Nr. 6: 1. f7—f8S+. Fünfmal bietet ein Springer auf f8 Schach, der letzte natürlich Matt; weniger ein ernsthaftes Problem, als ein Fastnachtsscherz, der aber zu seiner Zeit auch seine Berechtigung hat.

Problem Nr. 7: Ka8, Dc8, Ta3, d5, Lb3, g3, Bc4—Kc3, Dh4, Lb2, Sb1, Bb4; Matt in 2 Zügen. 1. Dc8—h3! Dd8+ 2. Lb8 matt.

Richtige Lösungen: H. Schaum, Neudorf; E. Mosetter, Hornberg; K. Berlinghof, Karlsruhe; A. Herrmann, Karlsruhe; R. Zwilling, Heidelberg; Th. Hilgers, Konstanz; O. Ruthardt, Karlsruhe; Fr. Huter, Löcherberg.

Nachtrag: 1. 2. H. Schaum, Neudorf; O. Ruthardt, Karlsruhe und Schülerabteilung (Mädchen) Wilkensschule, Heidelberg.

*

Wir bitten künftighin die Lösungen der drei ersten Schachecken eines Monats zusammen wegzuschicken an R. Rutz, Karlsruhe, Uhlandstraße 5. In der letzten Schachecke d. Mts. werden wir keine Aufgabe mehr bringen. Letzter Einsendetermin jeweils 9 Tage nach der letzten Aufgabe des Monats. Problem Nr. 8 und 9 mit den Märzaufgaben einschicken.

Rätsel-Ecke

Magisches Diamanträtsel

a
a a a
e e e f f
h h i i k k l
l r r r r
t t u
u

1. Selbstlaut
2. Teil des Perdefußes
3. Provinz in Afghanistan und deren Hauptstadt
4. Frühlingsblume
5. Bettelmönch
6. Küstenfluß in Spanien
7. Mitlaut.

Die Buchstaben sind so zu ordnen, daß waagerecht und senkrecht gleiche Wörter der angegebenen Bedeutung entstehen.

Silbenrätsel

Aus den Silben: a, bar, bel, bill, ca, de, di, din, dron, e, e, e, fun, ha, hum, i, i, il, il, is, ker, ker, kett, la, lek, li, lu, na, ne, ne, no, ny, o, pi, ret, rich, ro, sa, se, sos, te, ti, ti, tich, tri, yen, sind 16 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, den Namen eines im 19. Jahrhundert verstorbenen berühmten deutschen Theologen ergeben. (ch am Wortende gilt als ein Buchstabe.) Die Wörter bedeuten:

1. Nachrichtenübermittler, 2. verstorbenen französischen Bildhauer, 3. Staat in USA., 4. Aufschrift, 5. griechischen Gott, 6. eßbare Wurzel, 7. deutsche Märchenfigur, 8. französische Strafkolonie, 9. westindische Insel, 10. Vogel, 11. Fabelname eines Vogels, 12. Prophet, 13. spanische Königin, 14. männlichen Vornamen, 15. Dünge- und Zierpflanze, 16. Handwerker.

Auflösungen unserer Rätsel

Silbenrätsel

1. Wetterstein, 2. Etrurien, 3. Hyäne, 4. Ekuador, 5. Dommel, 6. Eltern, 7. Moder, 8. Vielfraß, 9. Opus, 10. Lotterie, 11. Küstrin, 12. Dechant, 13. Atlas, 14. Spalier, 15. Honnef, 16. Erdbeere, 17. Usedom, 18. Terrier, 19. Erwin, 20. Noah, 21. Orchester, 22. Chlett.

Kreuz- und Quer-Wort-Rätsel

Waagerecht und senkrecht: 1. Ader, 2. Duse, 3. Esse, 4. Rees, 5. Sofa, 6. Orla, 7. Flur, 8. Aare, 9. Heer, 10. Eule, 11. Else, 12. Rees. — Waagerecht: 13. Marc, 17. Esau, 18. Trab, 19. Kaaba. — Senkrecht: 13. Meta, 14. Asra, 15. Raab, 16. Cuba. — Diagonale: A—B Ausschuß. C—D Caracalla.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

‚Kraft durch Freude' am Werk

Ein Besuch bei den rheinischen Urlaubern in Bad Peterstal

Tausend deutsche Arbeiter sind in diesen Tagen Gäste unseres badischen Landes gewesen, tausend Menschen, die sonst nur Arbeit und Sorge von früh bis spät abends kennen, haben zehn frohe, festlich-ungetrübte Ferientage verlebt. Und haben am eigenen Leibe und der eigenen Seele verspürt, daß das hohe stolze Wort Volksgemeinschaft kein leerer Wahn ist. Der Traum, den sie so oft wohl vergebens geträumt — wenn sie aus den Tiefen ihrer Gruben stiegen, wenn sie müde und abgehetzt aus den Fabriken strömten und frohe, lachende Menschen sahen, die sich zu fröhlicher Ferienfahrt rüsteten: der Traum, auch einmal so froh und sorglos lachen zu können, auch einmal hinauszufahren und Deutschland kennen zu lernen, Deutschland, das doch auch ihr Vaterland war — er ist in Erfüllung gegangen: auch der deutsche Arbeiter hat heute ein Recht auf seine Heimat, ein Recht auf Urlaub und Reise und Freude.

Man muß die Gesichter dieser Männer gesehen haben. Gezeichnet von jahrelanger, jahrzehntelanger Sorge und Hoffnungslosigkeit und jetzt jäh aufleuchtend und verschönt von Freude, wenn ihr Blick auf einer schneebedeckten Tanne ruhen bleibt, wenn sie ihre Hände hastlos in die Sonne halten und die Zeit zum ersten Male für sie stille steht. Ein alter Mann stand neben mir und schaute froh und andächtig einer Schar Peterstaler Buben zu, die einander mit Schneeballen schmissen, und dann sah er auf und sagte bloß leise: „Wer hätte das mal für möglich gehalten." Und ein junger Bursche aus Düren: „Zweihundertzwanzig Mann waren wir in der Fabrik. Und ich war der einzige Nazi; wissen Sie, was das heißt? Und nie haben sie mir geglaubt. Aber jetzt, wenn ich jetzt heimkomm, dann darf ich Bericht erstatten. Und jetzt glauben sie mir alle!" Ja, es mutet manche, alle fast, noch wie ein Wunder an. Sie sind durchs Land gefahren, und Tausende standen draußen und haben ihnen zugejubelt. Sie brauchen nicht arbeiten und können leben wie die Fürsten. „Denken Sie", sagte ein Kölscher Jung und strahlt über das ganze Gesicht," denken Sie, ich schlafe in dem Zimmer, wo früher mal der Zar geschlafen hat, also sowat!" Ja, Kamerad, so soll es sein: für den Arbeiter, der Tag aus Tag ein für Deutschland schafft, soll das beste gerade gut genug sein. Und das haben sie nun endlich begriffen, und da kommt ein Stolz und eine Freude über sie, daß endlich, endlich ihre Arbeit gewürdigt wird, daß nach Jahren und Jahrzehnten leerer Worte endlich die Tat da ist, die große befreiende Tat und kein Almosen mehr, sondern eine selbstverständliche Gabe! Nie wohl werden sie diese Tage im Schwarzwald vergessen. Der Sechzigjährige nicht, der seit viereinhalb Jahrzehnten am Schraubstock stand und nie weiter kam als ein paar Stunden Wegs rund um seine Vaterstadt. Und der Jüngste nicht, der fünzehnjährige Arbeitersohn, der seit Jahren schon nichts kennt als die ewig nagende Sorge ums tägliche Brot. Es wird ein Erlebnis fürs Leben sein. Weißt Du noch, damals Bad Peterstal...

Ein Erlebnis schon: die Landschaft. Nicht so, als ob nicht auch im Rheinland die Sonne schiene. Und die Dürener Jungs sind stolz darauf: „Wir ham ooch Berje und so!"; strahlend zeigen sie Postkarten aus der Heimat, auf denen wehrhafte, wasserumrauschte Schlösser vor einem Stückchen Wald stehen. Aber das so ganz andersartige dieser Schwarzwaldlandschaft nimmt sie doch gefangen: die strahlende Sonne, die schneebedeckten dunklen Berge. Freilich ist der Winter ein bißchen plötzlich zurückgekommen und einer meint: „Nun ham wer gement, es wird Frühling un ham die lechten Schuhchens genommen un nu schneets!" Aber lieber holen sie sich mal ein paar nasse Füße als daß sie das Wunder eines stillen Schneespaziergangs ausließen.

Zweites Erlebnis: Arbeiter und Bauer. Es geht wie ein großes Sichfinden durch dieses gästegesegnete Städtchen Peterstal. Der rheinische Arbeiter, der pfälzer Angestellte und der schwarzwälder Bauer erkennen mit einem Male, wie nahe verwandt sie sind und wie sie zusammengehören. Ein Wirt aus Peterstal und ein Ludwigshafener, der in Griesbach zu Gaste ist, sagten mir beide, jeder auf seine Art, etwa folgendes: „Vom ersten Tag an haben die Bauern und die Arbeiter gleich etwas Gemeinsames gefunden, und wenn auch die Schwarzwälder oft nicht ganz verstehen, was so ein fixer Dürener daherquasselt, und wenn auch der Rheinländer manchmal hilflos zuhorcht, wenn der Bauer ihm was erklären will, in der Sache waren sie sich immer einig, und so haben sie sich in diesen kurzen Tagen kennen und achten gelernt. Ja, dem Schwarzwälder Bauer sind gerade diese Arbeiter, auch wenn sie weniger Geld haben, fast lieber als die Großstadtgäste zur Sommerzeit, die ihm immer etwas fremd bleiben. Arbeiter und Bauer dagegen, sie sprechen ohne Scheu von ihren Sorgen und ihren Nöten und ihrer Arbeit und so kommen sie zusammen." Ja, Arbeiter und Bauer, beide haben sie harte, schwielige Fäuste; das gibt einen guten, festen Händedruck.

Was nun den Tageslauf in Peterstal betrifft, so sind nur die wichtigsten Zeiten bestimmt: 8 Uhr Wecken. ½9 Uhr Frühstück. 12 Uhr Mittagessen. 19 Uhr Abendbrot. 22 Uhr Zapfenstreich. Im übrigen werden Ausflüge und Omnibusfahrten zusammengestellt, Bunte Abende veranstaltet, Schneeballschlachten geliefert und Skat gespielt. Es ist ein frohes und gewissermaßen zeitloses

Dasein, und gerade darin liegt ja die größte Entspannung. Auf allen Ausflügen und bei allem, was sie tun und treiben, herrscht ein Ton herzerfrischender Kameradschaft und hat der eine mal keinen Froschen mehr, um eine Omnibusfahrt mitzumachen, dann springen gleich drei, vier freudig für ihn ein.

Betrachten wir nun die rein wirtschaftliche Seite dieser Aktion, so zeigt es sich, daß nicht nur ideell, sondern auch materiell „Kraft durch Freude" sich zu einem vollen Erfolge gestaltet. Bürgermeister Vokt gibt offen zu, daß trotz des ungemein niedrigen Preises von 2 ℳ doch durch die Nebenausgaben dieser stattlichen Gästeschar ein schönes Stück Geld so ganz außerhalb der Saison in Peterstal liegen geblieben ist, eine Einnahme, die die Neuchtalbäder ganz besonders gut gebrauchen können, denn gerade bei ihnen hat sich nach dem Kriege der Verlust der Elsässer und vor allem der Straßburger Ausflügler und Sommerfrischler sehr stark bemerkbar gemacht. Andererseits erhalten die Gäste für ihr Geld eine Verpflegung, wie sie sie sich besser nicht wünschen können; mit geradezu rührender Sorgsamkeit werden sie von ihren Gastgebern umgeben, aber auch das Bäuerlein im fernsten Hof freut sich, wenn auf ihrem Spaziergang so ein paar Rheinländer vorbeikommen und läßt es sich nicht nehmen, sie mit Brot und Speck und Schwarzwälder Kirsch zu bewirten. Die Urlauber wieder revanchieren sich hierfür, indem sie bei ihren Zusammenkünften die Winterhilfsbüchse eifrig kreisen lassen und von ihren letzten zwei Groschen einen spenden für irgendeinen badischen Bauernsohn, den sie nie gesehen, dem sie aber helfen wollen, weil er wie sie ein Deutscher ist.

Kraft durch Freude — heißt dieses große Werk. Und wenn auch die Tage im schönen Badnerland gar schnell verflogen sind, so will uns doch scheinen, als seien die eingefallenen Wangen voller geworden, die müden Augen froher und frischer und die Hände wieder kräftiger und williger zur Arbeit. „Am liebsten würden wir ja gar nicht mehr fortgehen", sagen sie alle. „Aber", immer wieder hört man diese kameradschaftliche Gesinnung sich äußern, „aber andere wollen ja auch dran kommen. Es sind ja so viele, die mal so ein paar Tage hier in den Schwarzwald möchten. Und wenn wir jetzt heimkommen und können erzählen, wie schön es hier war, dann werden sicher gleich alle beim nächsten Mal dabei sein wollen."

Heute nun ist der Tag der Heimkehr. Heute sind wir Karlsruher berufen, diesen Gästen aus dem Rheinland den Schlußtag ihres Urlaubs noch einmal zu einem wahren Festtag zu gestalten.

Willkommen, herzlich willkommen, ihr Arbeiterurlauber! Noch liegt ein Tag dieses Urlaubs vor euch. Seid noch einmal fröhlich und lustig im schönen Badnerland. Fahrt heim dann und erzählt eueren Brüdern von uns, damit auch sie uns kennen lernen wie ihr uns kennen gelernt habt. Und vom Badnerland. Aus dem ihr heimnahmt Kraft durch Freude.

Fred Feez.